

ERICH KOCK · KÖLN

## «SCHREIBEN IST MEIN BLUT»

*Versuch über Julian Green*

*Julian Green*<sup>1</sup> – ein grandioser Augenöffner. Denn er öffnet uns die Augen für die Konstitution des Menschen, und seine Bücher spiegeln (nach streng literarischen Kriterien) das menschliche Drama von Sündenfall und Erlösung. Auch deshalb wirkt Green auf seinen Leser wie einer der letzten Theologen. In diesem Sinne ist er ein Poet und Prophet in einem. Seine Tagebücher werden, (falls es da noch Bücher geben wird) noch in Jahrhunderten gelesen werden. Nicht wenige seiner Romane zeugen von Not und Notwendigkeit des Schreibens; und zu seinem Oeuvre gehören immerhin siebzehn Romane, fünf Novellen, sechs autobiografische Bände, fünf Dramen und siebzehn Tagebücher.

Der Romancier Green wagt sich auf ein Terrain, das die meisten Autoren dieser Zeit aus mancherlei Gründen meiden: in das Herz des Sünders und damit in den Abgrund seiner Ängste, Triebe und Begierden. Er tut es mit einer erzählerischen Gewalt, die staunen macht. Oft sind seine «Helden» Einsame, nach Liebe dürstende Einzelgänger – ob Männer oder Frauen, Wesen der Verzweiflung, der Introspektion, des Hasses und Selbsthasses, der Irrtümer und Verstrickungen. Ich behaupte: niemand unter den zeitgenössischen Autoren hat sich mit ähnlichen Mut und vergleichbarer Konsequenz in genau dies «vermintete» Gelände gewagt. Niemand hat es mit einer derartigen Einsicht, Sprachgewalt und visionären Kraft beschrieben – ein «Protokoll» von Träumen, Albträumen, Gesichtern, analytischem Intellekt und völliger Identifikation mit seinen Geschöpfen, Gestalten und Verkörperungen des eigenen Ich. «Alle meine Figuren bin ich.» (Julian Green) – «Schreiben ist lebenswichtig. Schreiben ist mein Blut.» (Tagebücher, 16. Juni 1998)

Um ein Beispiel zu nennen: Joseph D. erliegt in Greens Roman «Moirä» dem Kampf um seine Natur. Voller Begierden, kämpft und erliegt er, denn

*ERICH KOCK. geb. 1925 in Münster, Schriftsteller und Publizist, Autor zahlreicher Sachbücher, Biographien, Kurzgeschichten, Dokumentationen und Portraits in Film und Fernsehen. Nach dem Abitur in der Kriegsgefangenschaft in Chartres Studium der katholischen Theologie, Philosophie und Germanistik. Von 1961-68 persönlicher Sekretär von Heinrich Böll. Mitglied des Redaktionsbeirates dieser Zeitschrift.*

der Autor Julian Green umgeht sowenig das Thema von der Naturgewalt der Sexualität wie des Menschenhasses und der Bosheit. Joseph D.'s «Kampf um Reinheit» zum Beispiel ist der Ausdruck der Ohnmacht des Protagonisten, aber auch der Gewalt des Bösen.

*Julian Green – Ein Protokollant seiner Gesichte und seiner Menschenkenntnis*

An dem Tag, an dem dieser Autor seine «Feder» beiseitegelegt hat, ist das Werk eines Riesen der Literatur beendet worden, der nur schreibend leben konnte – ein unerbittlicher Protokollant seiner Gesichte, seiner Menschenkenntnis, seiner Gefühle, Gedanken, Taten, Sünden und Unterlassungen, seines verlorenen und immer wieder gefundenen, geschenkten Glaubens. Ein Verstorbener, der noch immer lebendig ist, ein Geist von unvergleichlicher Größe und ein Gläubiger unter lauter Halbgläubigen.

Green'sche Sätze sind keine sogenannten Treffsicherheiten. Hier begegnen wir einer unruhigen, geradezu besessenen Suche nach den Stadien des Unbewussten, der Kindheit; es handelt sich um eine Begegnung mit dem entgeisternden Ernst von Eindrücken und nur geahnten Bedeutungen, die in die Kindheit des Autors zurückgreifen. Hier sucht einer zu seinem eigenen Ursprung vorzudringen, nämlich an Bilder, Vorstellungen, Traurigkeiten, Freuden und Gewissheiten heranzukommen, die bereits der Fünf- und Sechsjährige empfangen hat. Es geht dabei um eine Urschuld und Unschuld, ja, um eine Art Uroffenbarung – um Erlösung vor allem Bewusstsein, aber auch um die Realität des Bösen und die Existenz des Teufels, also um ein «archaisches» Fühlen und Wissen. Noch der Erwachsene Green stößt sich den Kopf blutig an dem von ihm gefundene Worten und Sätzen, und so klar sie auch am Ende dastehen, so verborgen bleibt dem, der sie geschrieben hat, wie sie zustande gekommen sind und das, was sie umschließen. Viele Sätze wirken wie von einer anderen Hand diktiert. Sie entstehen gewissermaßen unter seinen Augen. Mit einem Wort: Bei Julian Green handelt es sich um einen erzählenden Metaphysiker.

Vielleicht ist das Wichtigste an einem Buch, festzustellen, was es in und an uns bewirkt, in welchen Zustand es uns versetzt oder erhält: ob es uns sänftigt oder erregt, ob es uns fördert oder hemmt, ob es unser Partner oder unser Feind wird, und ob wir uns in ihm zuhause fühlen können und ob wir uns von ihm verstanden fühlen oder es uns besser verstehen lehrt, was uns bis dahin fremd blieb. Eines ist unzweifelhaft: sein Leser kann dem Autor Green nicht ausweichen.

Der Blick des Menschen und Autors Green auf Menschen und Dinge ist dem inneren Sehen eines empfänglichen, seismografisch fühlenden, visionären, klugen (und gewitzten) Mannes verdankt, dessen Vorstellungskraft und Menschenkenntnis auf jeder Seite spürbar wird. Green macht

seinem Leser klar, dass wir alle mit einem Unbekannten zusammenleben, der wir selber sind. Das will besagen: wir sind uns selber gegenüber «der Andere»: und wir leben mit einem Anderen zusammen. Aus dieser Tatsache ergibt sich auch das Maß unserer Widersprüche.

### *Träumer und Realist, Prophet und Analytiker, Mystiker und Poet*

Der Mensch und Autor Julian Green ist also eine erstaunliche Mischung von Träumer und Realist, Prophet und Analytiker, Mystiker und Poet, Zweifler und Gläubiger, Sünder und Bekenner, Puritaner und Sinnlichkeitsgetriebener, ein Anbeter und Leugner, und wie es scheint, erst am Ende seines Lebens ein Erlöster, ein Christ, ein Katholik *sans phrase*.

Julian Green – auch dies: Ekstatiker, Enthusiast, Begeisterter; eine Seele, die verehren will und zur Verehrung auffordert. Eine Seele, die die Schönheit des Leibes suchte und die zugleich auf dramatische Weise aus ihren Träumen gerissen wurde – ein *enfant terrible*, das den Kampf zwischen Begierde, Sinnlichkeit und Gut-sein-wollen, den Kampf zwischen Zärtlichkeit und Grausamkeit mit unerbittlicher Härte gegen sich selbst geführt hat; Julian Green: ein Gottsuchender und zugleich eine in den Leib verstrickte Person, ein Kind, ein Mann, ein Greis, alles in einem. Ein platonischer Puritaner und zugleich ein von sexuellen Begierden Geschüttelter, dessen katholisches und protestantisches Erbe lange Lebensperioden hindurch miteinander stritten.

### *Die Tagebücher oder der geschenkte Augenblick*

Julian Green hat fast siebzig Jahre lang Tagebuch geschrieben; das betrifft den Zeitraum von 1925 bis 1998. Wer ein Tagebuch führt, lässt die Zeit nicht einfach verstreichen noch füllt er sie mit Plänen und Handlungen, die ihren Sinn in sich selber haben. Ihm gelten die Stunden und die Minuten als das Geschenk einer geheimnisträchtigen Frucht, die er pflücken muss. Ihn drängt eine Sorge, er könne diese Frucht versäumen, den Kern des geschenkten Augenblicks verpassen – und mithin eine Köstlichkeit, einen Wert, eine Bedeutung und am Ende eine Botschaft verfehlen, die gerade ihn betrifft.

Julian Green ist dieser Pflicht, festzuhalten, was die Stunde an Eindrücken, Gesichtern, Einschätzungen, aber auch Worten und Empfindungen dem Zeitgenossen zuträgt, (also runde siebzig Lebensjahre lang) nachgekommen. Immerhin gab es einige Unterbrechungen, die auch mit den Zweifeln am Sinn dieser strengen Praxis zusammenhängen. Und auch der Tagebuchschreiber Julian Green hat diese Zweifel, diese Einsprüche gegen sich selber in seine Veröffentlichungen aufgenommen. Auch sie folgen strengen literarischen Kriterien. Denn für Julian Green ist Schreiben nicht nur seine Natur, sondern auch seine Lebensform. Immer geht es ihm darum, sein

Fühlen in eine Form zu bringen und dem Fluss seiner eigenen Entwicklung adäquaten Ausdruck zu verleihen.

### *Julian Green oder das schreibende Gewissen*

Green hat bis in sein letztes Lebensjahr hinein (1998) geschrieben. Das gilt auch für die Zeit seiner Immigration in die Vereinigten Staaten von 1940 bis 1945 – Jahre auch der bitteren Entbehrung der geliebten Heimat des im Jahr 1900 in Paris geborenen Autors, der den größten Teil seiner Werke in französischer Sprache veröffentlicht hat. Siebzehn Bände seiner Tagebücher sind erschienen, davon die meisten in viele Seiten umfassenden deutschen Übersetzungen. Nicht wenige Namen bedeutender Übersetzerinnen und Übersetzer sind mit seinen erzählenden und autobiografischen Werken verbunden. Im Jahr 1929 begann Julian Green seine bis zu diesem Zeitpunkt gediehenen täglichen Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Etwa vier Jahre vorher hatte er mit der täglichen Niederschrift seiner Beobachtungen, Gedanken, Reflektionen, Widerfahrnisse, Begegnungen, Gespräche und Lektüren begonnen. Nur zeitweise unterbrach er diese förmlich zur Tagespflicht gewordenen Notate. Manche Aufzeichnungen vernichtete er, übergab sie dem Feuer. Eine Zeit lang hörte Green damit auf, überhaupt ein Tagebuch zu führen, um diese Übung nicht lange danach wiederaufzunehmen. Schon bald betrieb er die Abschrift und Reinschrift seiner Tagebücher mit einer ähnlichen Strenge, wie sie der Schriftsteller auch auf seine Erzählungen und Romane verwendete. Natürlich hat er die Gewohnheit, ein solches Tagebuch zu führen, niemals mit der Absicht einer Veröffentlichung betrieben. Man darf sagen, sein schriftstellerisches Gewissen zwang ihren Urheber – ohne den Charakter der Tagesnotizen aufzuheben, auch auf diesem «Feld» literarische Maßstäbe anzulegen. Die parallele Entstehung von Romanen und Tagebuchaufzeichnungen blieb für den Autor Green kennzeichnend, selbst wenn er (nach eigener Aussage) in seinen Romanen und Erzählungen manches «versteckt hat», was er in seinen Tagebüchern aus Rücksicht und Diskretion nicht beim Namen nennen konnte oder wollte.

Über die Entstehung seiner Romane schreibt Green einmal: «Heute mein Buch zum sechsten Mal von vorn begonnen.» Und: «Nach vier Monaten halte ich wieder auf Seite zwei.» Der Autor schreibt einmal, seine Romane und Dramen seien «mit der leichten Hand eines Steinklopfers geschrieben», also auch Hervorbringungen angestrenzter Arbeit (die man ihnen nicht mehr ansieht). Dagegen seien die Tagebücher mehr «mit flüchtiger Feder» geschrieben ohne eine andere Sorge als diejenige, klar zu sagen, was er in seinem Gesichtsfeld (dem inneren und äußeren) und in seiner Tagesumwelt vorfinde.

Die Tagebücher begnügen sich freilich nicht mit der äußeren Abschilderung der Tagesbegebenheiten, etwa von politischen und gesellschaft-

lichen Vorgängen; sie sind also alles andere als lediglich politische Journale, Reaktionen auf Tagesereignisse, auf Gelesenes oder Gehörtes; sie stellen auch nicht die bloße Niederschrift von mehr oder weniger privaten Begegnungen dar. Wichtiges oder was vielleicht für wichtig gehalten wird, schleicht mitunter wie von selber in die Zeilen ein. Es kommt heimlich und ungerufen, sozusagen gegen den Willen und die Aufmerksamkeit des Autors, der vielleicht gerade seine ganze Wahrnehmungskraft auf etwas anderes richtete. Freilich haben die Niederschriften mit dem Absoluten zutun, wenn man so will, mit der Handschrift Gottes in der Menschenseele. Und am Ende ist das, was der Autor niederschreibt, der unbewusste Entwurf dessen, was er erst später zu leben haben wird – also eine Art Prophetie kommender Pflichten. Spürsinn und Ahnungskraft des Schreibers springen ins Auge, und der wechselnde Tag stellt ein Konzentrat des Lebens dar. Der Tag ist für Green ein Leben im Kleinen, und seine begrenzte Zeitstrecke führt auf ein Ende zu, also auf jene biblische Nacht, «in der niemand mehr wirken kann». So steckt im Tag auch ein moralisches Gebot, das wir in den Lehren und Praktiken der überlieferten Aszese wiederfinden – jenes «Carpe diem», das nicht auf die Heranbildung von Hedonisten und Genießern zielt, sondern auf Menschen, die ihren Tag verantworten, wie nahe Pflicht und Neigung auch immer beieinander liegen mögen. Das erinnert unsereinen an den Satz Friedrich Hölderlins aus den «Antiken Strophen»: «Wie eng begrenzt ist unsere Tageszeit. Wir sehn und staunen, und schon Abend ist's.» Siebzig Jahre lang Tagebuch schreiben – eine lange Zeitstrecke der Aufmerksamkeit und Mühe, das Aroma und den Gehalt des Augenblicks zu markieren, das spezifische Gewicht der Sekunden, Mühe und Anstrengung, was stetig fließt und in die Vergangenheit zurückstürzt, zu bewahren. In diesen Tagebüchern kommt freilich auch das Jahrhundert zur Sprache – die Epoche der Wasserstoff- und Neutronenbombe, der Diktaturen, der Verschleppungen und Immigrationen, der Eroberung des Mondes, der Völkermorde, der Medien, des Computers und des Automobilismus.

Greens Tagebücher huldigen im übrigen dem Zeitgeist nicht: den Vorstellungen der Fortschrittschristen, der Veränderungsfanatiker, der Gewaltgläubigen und Wissenschaftsanbeter, die der Meinung sind, dass der Mensch im Grunde gut sei und das er sich mit etwas Psychotechnik, Selbstdisziplin und richtig ausgeklügelter Pädagogik zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln pflege. Was hindert den Menschen daran, nicht zum Opfer seiner schlimmsten Begierden (auch seiner Mordlust) zu werden? Psychologen pflegen zu sagen: seine Angst vor Strafen, gesellschaftlichen Sanktionen oder seine Erziehung. Green sagt: die GNADE.

Green zielt also unaufhörlich ins Zentrum – dorthin, wo die Selbstverstecke des Menschen angesiedelt sind. An dieser Stelle wird der Mensch wieder zum Einzelnen und bleibt nicht der Herr «man». Vielmehr ist er das

mit der Verantwortung für sein Handeln beladene Ich. An dieser Stelle ist der Zeitgenosse nicht mehr bloß der Konsument fremder Meinungen, der Wähler, Zeitungleser, Fernseher und Warenhersteller, der Verkehrsteilnehmer und Ferienmacher – mit einem Wort der Herr oder die Frau Jedermann. Green hat also Tag für Tag seinem Jahrhundert ins Auge geschaut – seiner Gewaltanbetung, seinem von wechselnden Meinungen bestimmten Handeln, seinem alles verstehenden Kompromisslertum, seinem Aufstand gegen Sitte, Anstand, Scham und religiöse Überlieferung, seinem bis zur Idolatrie gehenden Wissenschaftsglauben, seinen realitätsverdrängenden Ideologien, seiner Verführung zur Macht und seiner schauerlichen Menschenverachtung. In den Tagebüchern der Jahre 1932 oder 1934 nimmt Green die politische Entwicklung Deutschlands geradezu seherisch vorweg und schafft ein Porträt jenes gefräßigen Ego, des sich selber anbetenden «Führers», das seine Rolle als Massenverführer unmissverständlich ausdrückt. Die Tagebücher stellen freilich auch Protokolle jener Momente des Glücks dar, die uns Menschen und Natur bescheren können. Und sie beschwören den Zauber der sichtbaren Dinge ebenso wie die Essenz einer Begegnung mit dem Schönen in der bildenden Kunst und Musik. Ein erstaunliches Erinnerungsvermögen kommt Green dabei zu Hilfe.

### *Teilstrecken einer langen inneren Reise*

Nicht nur die selbstbiografischen Schriften legen die Wurzeln einer von tiefen religiösen Antrieben und Erschütterungen gezeichneten Natur offen – eine Mitgift, die für das gesamte Leben und Schreiben Greens kennzeichnend bleibt. Genau diese Berührung ist es freilich auch, die den Autor davor bewahrt hat, «Erbaulichkeiten» zu produzieren. Deshalb verstand Green es wohl auch, sein Schreiben und seine der Konversion zum katholischen Glauben verdankte Konfession auseinanderzuhalten. Deshalb stand das Werk nie im Dienst einer wie auch immer religiös gearteten «Propaganda». Doch es ist gewiss nicht übertrieben, festzustellen: dieser Autor, der an seine schriftstellerische Arbeit derart strenge Maßstäbe anlegt, hat nicht die Literatur zum Ziel – der Antrieb zum Schreiben stammt sichtlich aus einer tieferen Schicht. Es ist die Erkenntnis der Bestimmung des Menschen als eines Wesens, das erlöst werden muss und dem das Ewige Leben zugeordnet ist. Die erste an seine Mutter gerichtete Frage des Fünfjährigen lautete: «Am I safed?» (Bin ich erlöst?)

Dieser ins Sichtbare verliebte und zugleich das Unsichtbare suchende Geist, dieser von Widersprüchen zwischen Angst und Glück, Grauen und Bejahungskraft bestimmte Autor hat stets im Sinn, was das Wort «Ewigkeit» umschließt. Am 28. Juli 1938 schreibt Green: «Der Ewige, das ist der schönste Name, den man Gott gegeben hat.» Und: «Nur der Ewige ist.» Am

3. August 1955 heißt es: «Nichts ist auf der Erde von Interesse als die Entdeckung Gottes in uns.» Und wieder ein anderes Mal verlautet es: «Der uns beim Schreiben die Hand führt, ist mehr als tausend Jahre alt.» Romane sind also für Green die Teilstrecken einer langen inneren Reise. Die Begründung dafür findet sich in dem Satz: «Alles, was ich schreibe, leitet sich von meiner Kindheit her.» Das Kind ist sozusagen der «Vater des Mannes». Denn das Kind, das jeder Mann zu seinem Vater hat, ist die eigene Seele.

### *Seine Gestalten leben*

Greens Gestalten sind Wesen, die sich in einer autonomen Weise bewegen. Sie wirken nicht erdacht, nicht konstruiert, oder wie nach gewissen kompositorischen Gesetzen sich bewegende Konstrukte. Es sind selbständige Gestalten, deren Wollen und Treiben der Autor «zuseht». Er sieht sie handeln, dem Gesetz ihrer Leidenschaften, Triebe, Absichten und Geschicke gehorchend und er schaut ihnen nicht nur auf die Finger oder in die Augen, er blickt geradewegs in ihre Seelen. Das ist eine Art des Schreibens, wie wir sie wohl nur bei den Giganten der Literatur beobachten können.

Alles, was Green erzählt, ist also das Resultat eines inneren Sehens. Seine Gestalten verkörpern dieses Sehen, und sie bewegen sich gewissermaßen auf der inneren Bühne dieses Autors: Green sieht ihnen zu. Zugleich könnte er sich von ihnen nicht lösen. Denn alle sind auch er selbst, und ihre Zwänge, ihre Charaktere, ihre Vorstellungen und Handlungen, ihr Wähnen und ihr Wahn sind auch die seinen. Auch die von Green mit plastischer Genauigkeit geschilderten Lebensgehäuse (Wohnungen, Zimmer, Fluren, Treppen, Fenster, Türen, Möbel und Bilder an den Wänden, Straßen und Plätze) lassen sich von den handelnden Personen nicht lösen. Der Leser hat das Gefühl, als spielte jedes von ihnen in einem zugleich inneren und äußeren Drama mit. Der Entstehungsprozess der Romane und Erzählungen des Julian Green erinnert an jene Literaturgattung, die aus der surrealistischen Bewegung der «écriture automatique» hervorgegangen ist – jener vorbewussten oder unbewussten Schreibweise, die mit dem Namen André Breton verbunden bleibt. Während dieser literarische Ansatz jedoch mehr oder weniger eine fulminante Theorie und also folgenlos geblieben ist, hat Green auf völlig selbstständige Weise genau dies Versprechen eingelöst.

### *«Leben und Unverderblichkeit: durch die Heilsbotschaft»*

«Schreiben ist für mich nichts anderes als auszusprechen, was sich mit Worten nicht sagen lässt – weil es keine Wörter dafür gibt.» (Tagebuch vom 24. März 1934) Da dies Werk fast an jeder Stelle an die Grenzen dessen stößt, was sich mit Menschenworten sagen lässt und doch unerhört präzise bleibt,

fallen Würdigung und Gewichtung notwendig unzulänglich aus. Das gilt besonders für diejenigen «Stoffe», die dem Menschen Julian Green zum Schicksal geworden sind.

Wie denn überhaupt alle Themen Greens die lebensgeschichtliche Konsequenz eines Schriftstellers offenlegen, der sich als Autor und Zeitgenosse in allen Phasen seiner Entwicklung immer von Neuem dem ABSOLUTEN konfrontiert sieht. Auf diese Weise lassen sich Leben und Schreiben so wenig trennen wie relativieren. Am 3. November 1969 notiert der Autor in seinem Tagebuch: «Wenn ich Romane schreibe, von wem spreche ich, wenn nicht von mir. Ich habe den Eindruck, nie vom Autobiografischen loszukommen.»

In dem 1966 erschienenen autobiografischen Band «Fernes Land» – (Sein Titel bezieht sich auf ein Villon-Zitat: «En mon pays suis en terre lointaine») – beschreibt Green unter anderem das Verlangen des jungen Mannes nach einer von Ängsten freien Geborgenheit in der Aura vertrauter Umwelt. Er beschwört die Verzauberung, in die ihn der Anblick schöner Menschen versetzt. Und er schildert das stumme Ausgeliefertsein an die im eigenen Inneren sich mehrende Anfechtung homosexueller Neigungen. In einem schier unvergesslichen Ineinander von Diskretion und Deutlichkeit erzählt hier jemand den bedrängenden Traum unterbewusster Neigungen und die Faszination des Schönen in Natur- und Menschenwelt. Der Autor hat für diesen Zustand Worte gefunden, die einer bannenden Vergegenwärtigung seines früheren Lebens nahe kommen. Ein einigermaßen aufmerksamer Leser dürfte verstehen, dass ein solches Unterfangen eine Art von Selbstbefreiung darstellt, die leicht mit psychoanalytischen Kategorien beschrieben und damit verwechselt werden könnte. Sicher ist, dass Green in der Zeit der «Dreißiger Jahre» weder von den Erkenntnissen und Methoden Sigmund Freuds wusste noch später von ihnen viel mehr als lediglich Kenntnis nehmen wollte.

Bis zu seinem Lebensende im Jahr 1998 haben wir es mit der Identität einer Person mit Namen Julian Green zu tun. Diese Person blieb aber zugleich ein Mensch der Widersprüche und der sich nicht ändernden Auseinandersetzung mit seinen Ursprüngen. Und zugleich blieb er das Kind, das seine eigene Seele darstellt.

In seinen letzten Romanen *Von fernen Ländern* (dieser Titel berührt wahrscheinlich den in die Kindheit zurückreichenden Eindruck des Opus Nummer 18 aus den Werken seines Lieblingskomponisten Robert Schumann) und *Dixie* wendet sich der Autor seiner familiären Herkunft aus den Südstaaten der USA zu. Diese «Familiengeschichte» verarbeitet sinfonisch noch einmal alle Green'schen Themen. Ihre autobiografischen Töne finden vielstimmigen Ausdruck in einer mehr oder weniger harmonischen «Coda», die alle Talente des Autors zusammenfasst. Am Ende spricht das Werk nur noch

die ungefärbte Sprache der Gottes- und Menschenliebe. Es kann wohl kaum verwundern, dass es auch die Sprache der Freiheit und des Glücks ist. Julian Green: der Greis ist das Kind, das er zeitlebens war: geschüttelt, geängstet, versucht und erlöst. Getrost. Unsereinem kehren in diesem Augenblick die Sätze des zweiten Timotheus-Briefs ins Gedächtnis zurück: «Er hat uns gerettet, zu heiliger Berufung, nicht nach unseren Werken, sondern nach eigener Vorbestimmung und Gnade. Sie ist uns im Messias Jesus geschenkt worden vor unendlichen Zeiten... Ja, er hat aufleuchten lassen Leben und Unverderblichkeit durch die Heilsbotschaft.» (Timotheus 1, 7-10)

#### ANMERKUNG

<sup>1</sup> Im Folgenden wird der Taufname «Julian» verwendet, der auch auf dem Grabstein des Schriftstellers steht und erst von seinem französischen Verleger in «Julien» geändert wurde.